

869

Imatra.



Von

Edg. Hoepfener.



Reval, 1892.

Imatra.



Von

Edg. Hoepfener.



Reval.

Buchdruckerei des „Revaler Beobachter“.

1892.

Дозволено цензурю. Ревель, 20 Декабря 1891 г.



6240

Fräulein E. K.

zur freundlichen Erinnerung

an den August 1891

gewidmet

vom Verfasser.

Bueignung.

Als ich am Imatra geseffen
Und bei der stolzen Wellenpracht
Die ganze Welt um mich vergessen,
Da hab' ich dieses Buch erdacht.

Ich schuf's aus wildem Wogenspielen,
Aus Tannenduft und Sonnenschein
Und meines eig'nen Herzens fühlen,
Mischt' ich ein wenig mit hinein.

Ich schrieb's für Dich in stillen Stunden —
Verschmäh' die schlichte Gabe nicht;
Du hast's ja auch, gleich mir empfunden
Was die Natur zum Menschen spricht.

Du hast den Imatra gesehen
Und drangst in sein Geheimniß ein,
Du wirst den Dichter auch verstehen
Und ihm ein milder Richter sein.

I.

Nach und nach wird der Waldweg breiter und gangbarer, der von dem Wirthshause zum Flusse führt. Während er anfangs mit den Wurzeln der dichten Tannen und mit Granitblöcken um das Erdreich kämpfen und sich in tausend Windungen zwischen Stämmen und Steinen hindurcharbeiten muß, führt er jetzt, breit und gerade vorwärts. Zwar ziehen noch häufig die Baumwurzeln quer über ihn hinweg, aber er läßt sich dadurch nicht beirren und geht nun schnurgerade seinem Ziele zu. Die Bäume sind zur Seite getreten und geben dem Pfade mehr Raum; aber noch berühren sich ihre immergrünen Kronen und bedecken den Weg mit ihrem Nadeldache, daß nur hin und wieder ein Sonnenstrahl verstohlen hindurchblicken kann. Wo es aber der Sonne gelungen ist durchzudringen durch das dichte Geäst, da hat sie mit ihrem warmen Blick ein Blümchen geweckt, das nun schüchtern und verstohlen zwischen den Gräsern des Waldbodens hervorlugt. Kleine, schlichte Blumen sind es, in rothen und weißen Kleidern, und

sie vermögen nicht mit ihrem Blüthengewande die einförmige Melancholie des Tannenwaldes zu beleben. Still und einsam ist es hier in der Waldestiefe. Regungslos recken die alten Bäume ihre Wipfel zum Himmel, kein Zweig regt sich, kein Gras bewegt sich. Und doch geht ein Rauschen durch den Wald, leise, leise, und klingt ans Ohr, als ob der Wind durch die Bäume fahren und ihre Zweige aneinander schlagen würde, gleichmäßig, eintönig, nie stärker, nie schwächer werdend, heute wie gestern und wie vor tausend Jahren. Das ist der Gesang des Wasserkönigs Imatra, der nicht weit von hier seine Wogen durch den Felsenspalt zwingt und sie über Klüft und Steine dahinführt in brausendem Gischt. Und diesen Gesang, der seine ganze Harmonie in einen einzigen Accord zusammenfließen läßt, tragen die Lüfte herüber in den einsamen Wald und er klingt hier fort, leise zwar und abgeschwächt durch die Entfernung, aber gleichmäßig und in nie verhallenden Tönen. Und wenn sich nun über diesem einsamen, von dem C-moll Accord des Imatra ewig durchrauschten Walde ein grauer Himmel wölbt und seine düstere Färbung auf die Landschaft niederwirft, dann ist es, als ob Wald und Himmel mit einstimmen in den klagenden Orgelton der Wasser und ihr vereinter Gesang dringt in das Menschenherz und löst die Bewunderung für die Natur in eine tiefe Schwermuth auf. Es ist als blicke man in das von Trauer erfüllte Auge eines heimlich geliebten Wesens, ein tiefes Weh erfaßt die

Seele, und doch kann man den Blick nicht davon abwenden, man muß es anschauen und immer wieder anschauen.

Heute aber lacht die Sonne hell und glänzend am Himmel und gießt ihre goldenen Strahlen auf die Wipfel der Tannen. Zwar hier hinein in das Waldesdickicht vermag sie nicht zu dringen, denn die Tannenzweige verbieten ihr den Eingang, aber die goldbedeckten Baumwipfel und der helle Widerschein, der im Walde herrscht, verrathen ihre Gegenwart. Und man braucht nicht mehr weit zu gehen, wenn man ihren Glanz voll genießen will. Bald lichtet sich der Wald und der Pfad führt hinaus auf eine freie Wiese, die sich am Ufer des Flusses ausbreitet. Hier finden die Sonnenstrahlen kein Hinderniß und spielen frei mit den Gräsern und Blüthen, die den Boden bedecken.

Ein Granitblock liegt auf der Wiese, am Rande des Flusses, und auf ihm hat ein Eichhörnchen Platz genommen, um sich von den wärmenden Strahlen der Morgensonne bescheinen zu lassen.

Aber durch ein nahes Geräusch erschreckt, springt es mit plötzlichem Satz vom Steine herab, über den erdbeerbliüthenbedeckten Boden hinweg und verschwindet im Walde.

Umsonst hat sich das thörichte Thierchen von seinem Plaze verjagen lassen. Das junge Mädchen, dessen Annäherung das Geräusch verursacht, hätte ihm gewiß nichts zu Leide gethan, gewiß nicht. Mit

mitleidigem Blick, als wollte sie Abbitte thun für den Schreck, den sie ihm angethan, schaut sie dem Thiere nach, bis es die Nester ihren Blicken entzogen, dann ging sie mit leichten Schritten zum Steine, den sie gewandt erkletterte.

Ihre Füße berührten fast die Oberfläche des Wassers, indem sie sich niedersetzte. Still, langsam, mit kaum hörbarem Murmeln zieht der Fluß an ihr vorbei, still und langsam, und der Himmel spiegelt sich in ihm und die Morgensonne, die tief am nördlichen Himmel steht, baut eine goldschillernde Brücke von des Mädchens Füßen bis hinüber an's andere Ufer. Und doch sind es dieselben Wasser, die eben erst die starre Felswand des Imatra wildwirbelnd umtobt haben, die schäumend und sprudelnd, gepeitscht von ihrer eigenen Kraft den steinigen Abhang hinuntergestürzt sind mit brausendem Toben, als könnten sie die Ruhe niemals wiederfinden. Und sie haben sie doch so bald wiedergefunden! Noch verkündet das Rauschen den wilden Kampf der Wogen, und sie ziehen schon so ruhig dahin, als wäre nichts geschehen.

Imatra, du stolzschröner, willst du ein bitteres Gleichniß geben von einem armen Menschenherzen? Haß und Liebe und alle Leidenschaften toben darin unbändig, unbezwinglich, und doch wie bald —, dann fließen sie ruhig dahin dem Vergessen entgegen in das ewige Meer des Todes.....

Vorwärts beugt sich das Mädchen über den Fluß,

und die Wasser strahlen ihr ihr hübsches Angeficht zurück. Ein wenig verzerrt war dieses Bildniß wohl durch die leise kräuselnde Bewegung, aber sie gewahrte dennoch, daß sie schön sei. Es waren ein paar tiefblaue Augen, die ihr aus dem Wasserspiegel entgegenleuchteten und diese reizenden Augen saßen in einem schönen, von üppigem goldblonden Haar umgebenen Gesicht. Mit glücklichem Lächeln schaute sie ihr Bild an. Das Gesicht gefiel ihr. Und sie hatte Recht darin, es war wirklich ein hübsches Gesicht. Aber sie hätte es gewiß ebenso gern angesehen, wenn es einer Andern gehört hätte.

Nun öffneten sich ihre rosenfrischen Lippen zum Gesange und hell und fröhlich klang es aus ihrer Kehle in die Morgenluft hinaus:

Mein Schatz, das ist der beste Mann
Auf Gottes weiter Welt,
Er hat ein Haus im dunklen Tann,
Hat Wald und Flur und Feld.

Er hat ein Herz, so rein und treu,
Fest gegen Stich und Dieb,
Jedoch das beste ist dabei,
Er hat mich innig lieb!

Sie wollte die letzten Zeilen wiederholen, doch hielt sie plötzlich erschrocken inne. Das Wiehern eines Pferdes hatte sie in ihrem Gesange unterbrochen; den gold'nen Haarschmuck in den Nacken werfend, sprang sie behende vom Steine herab.

Am Saume des Waldes stand ein gesatteltes

und gezäumtes Roß. Der schmucke Reiter daneben hatte sich an den Sattel gelehnt und mit Entzücken dem lieblichen Gesange gelauscht.

„Verzeihung,“ sagte er jetzt nähertretend und das Roß sich selbst überlassend, „mein Pferd hat Dich gestört.“

„Das Eichhörnchen rächt sich,“ lachte das Mädchen, „das ich vor kurzer Zeit durch mein Herannahen von diesem Steine vertrieben habe.“

„Recht einfältig vom Eichhörnchen, sich von einer Nachtigal vertreiben zu lassen.“

„Und recht einfältig von mir, mich von Euch vertreiben zu lassen,“ gab das Mädchen lachend zurück, „böse Absicht hat anderes Gewand.“

„Der Schein trügt mitunter,“ sagte er, „und“ fuhr er abbrechend fort, „recht ungezogen von meinem Thiere, Dich im Gesange zu unterbrechen, ich hätte so gern noch weiter gelauscht.“

„Und recht ungezogen von Euch, daß Ihr mit mir redet und mir weder Euren Namen nennet, noch nach dem meinigen fragt.“

„Würde uns der Duft der Rose minder erfreuen, wenn sie anders hieße und würde das Lied der Nachtigal weniger ergözen, wenn man sie anders benannte?“ Wozu ein Name?“

Das Mädchen erröthete leicht. „Woher kommt Ihr?“ fragte sie abbrechend.

„Ich komme über's Meer aus schwedischem Lande,“

antwortete der blonde Reiter, „und will den Imatra besuchen, man sagt, daß er schön sei.“

„Schön!“, armseliges Wort! hätte die Sprache einen Ausdruck, der Schönheit und Stolz, Gewalt und Entzücken, Wildheit und Pracht, Liebe und Leidenschaft, Glück und Verderben in einem Worte zusammenfaßt, sie hätte noch nicht den tausendsten Theil von dem gesagt, was die Wasser des Imatra reden.“ Ihre Augen leuchteten begeistert, indem sie sprach.

Er blickte entzückt in ihr Gesicht.

„Du bist schön, Nachtigal vom Imatra,“ rief er feurig aus, indem er ihre Hand ergriff.

Sie stieß ihn sanft zurück.

„Ich weiß es“, sagte sie, „aber Ihr habt kein Recht, es mir zu sagen.“

Eine Pause entstand.

„Bist Du mir böse, Nachtigal?“

Das Mädchen blickte auf und sah ihn mit ihren großen Augen treuherzig an.

„Nein“, sagte sie dann und legte ihre schlanken Finger in seine dargebotene Rechte.

„Das Rauschen der Wasser verräth mir, daß der Imatra nicht mehr fern ist. Willst Du mich zu ihm begleiten?“

„Wenn Ihr langsam reiten wollt, daß ich dem Rosse folgen kann, recht gern.“

„Mein Pferd ist aus edlem Blute und würde

mich nicht auf seinem Rücken dulden, während Du nebenan zu Fuß wanderst.“

Er führte das schöne Thier herbei und bot ihr die Hand als Fußsteig, um sie in den Sattel hinaufzuheben.

Lachend folgte sie seiner Einladung. Ihr kleiner Fuß bedeckte kaum seine Hand, von der sie sich nun leicht und anmuthig in den Sattel schwang. Er folgte entzückt ihren Bewegungen. Dann wollte er das Pferd am Zügel ergreifen, um es zu führen, sie aber hatte es mit leichtem Schenkeldrucke angetrieben und sprengte im Galopp vorwärts, während das goldene Haar sie wild umflatterte. Einige Sprünge noch über den saftigen Waldboden, dann machte der Weg eine Biegung und sie war seinen Blicken entschwunden.

Er blieb entsetzt zurück. War das nur ein übermüthiger Scherz, den das schöne Mädchen trieb, oder war das Pferd, — o, er wußte sehr wohl, daß es ein feuriger Renner war, — die unfundige Hand der Reiterin spürend, wider ihren Willen mit ihr davongesprengt? Er lief an die Biegung des Weges — weder Roß noch Reiterin waren zu sehen. Er wollte ihren Namen rufen, da besann er sich, daß er ihn nicht kannte. Von Angst gepeinigt, stürzte er vorwärts. Der Weg ging in tausend Windungen. Bei jeder Biegung hoffte er das Mädchen zu erblicken — immer wieder ward er getäuscht.

Da schlug ein silberhelles Lachen an sein Ohr.

Fest und sicher im Sattel sitzend, ritt das Mädchen in ruhigem Trabe auf ihn zu. „Ihr habt Euch geängstigt?“ rief sie ihm von Weitem lachend entgegen.

Er antwortete nicht. „Das war ein schlechter Scherz,“ sagte er vorwurfsvoll, als sie dicht an ihn herangeritten war.

„Ihr fürchtetet wohl, Euer Roß nicht wiederzusehen?“ fragte sie, immer noch lachend.

„An das Pferd habe ich nicht gedacht,“ sagte er ernst, indem er zur Seite der Reiterin vorwärts schritt.

Wohl fünf Minuten verharrten beide im Schweigen. Der junge Mann mußte rüstig ausbrechen, um mit dem Rosse Schritt halten zu können. Das Mädchen hatte die Zügel auf den Hals des Pferdes gelegt und schaute stumm auf ihren Begleiter. Sein hübsches, von der Erregung geröthetes Gesicht war mit einem blonden Schnurrbart geziert. Auf seinem dunkelblonden Haar saß ein leichter Jägerhut, auf dem eine Feder im Morgenwinde schaukelte. Dieser hübsche Kopf war von einer kräftigen männlichen Gestalt getragen, die ein grüner Jagdanzug umschloß. Ueber der Schulter hing eine braune Jagdtasche, an der Seite war ein blankes Horn befestigt.

„Ihr tragt die Tracht eines Jägers,“ unterbrach das Mädchen das Schweigen, „doch sehe ich keine Büchse, um das Wild zu erlegen.“

„Mein Sinn steht nicht nach dem Wild und

Gevögel des Waldes," antwortete er, „wohl bin ich ausgezogen auf die Jagd, aber ich bedarf der Büchse nicht; mein Wild ist der Imatra, meine Beute der Ruhm!“

Das Mädchen sah ihn fragend an: „Ich verstehe Euch nicht“, sagte sie.

„Wenn es wahr ist,“ fuhr er fort, „wenn es wahr ist, was die Leute sagen, daß der Imatra so überwältigend schön ist, o, dann will ich wohl die Sprache zwingen, daß sie sich forme zu einem Jubelgesang, der in ganz Finnland und über Finnland hinaus verkünden soll den Stolz des Landes.“

„Ihr seid selbstbewußt und stolz,“ sagte das Mädchen.

„Der Wind verkündet seine Gewalt, wenn er durch die Wälder tobt, der Strom rauscht wild auf, wenn er dahinjagt über die Steine, soll der Sänger seine Kraft im Busen verbergen und verkommen lassen? Kennst Du die Deutschen?“

„Ich habe wohl von ihnen gehört?“

„Sie haben einen Fluß, den sie den Rhein nennen, ein armfelig kleines Gewässer, aber sein Name klingt in hundert Liedern durch alle Lande, und diese Lieder haben ihm einen Ruhm erschaffen, der nun auf ihn zurückstrahlt, daß man bei seinem Anblicke glaubt, daß er schön sei. Und hier in dem Herzen Finnlands rauscht die mächtige Welle des Wuogen und ihr Rauschen dringt wohl mehrere Meilen

in die Kunde, aber darüber hinaus ist alles still, nichts verkündet den Stolz des Landes, nichts, als die schlichte Erzählung des Hirten, der sich an seinem Ufer verirrt hat und der Bericht des Bauern, der wiedergiebt, was er von Vater und Großvater gehört.“

Sie hatten den Rand des Waldes erreicht.

„Von hier an müssen wir zu Fuß gehen,“ sagte das Mädchen, „der Pfad ist nicht mehr zugänglich für die Hufe eines Rosses.“

Er reichte ihr die Hand und half ihr herabsteigen. Dann band er das Thier an eine Tanne und folgte dem Mädchen, das über den steinigen Boden vor ihm dahinschritt. Immer lauter drang das Klauschen an sein Ohr. Er wollte sprechen, aber er hörte den Klang seiner eigenen Stimme nicht mehr. Noch wenige Schritte und vor ihm lagen die stolzen, erhabenen Wassermassen.

Eingezwängt zwischen zwei starren Felswänden jagten sie dahin, wild aufspritzend an den Steinen und zurückfallend in ihren eigenen Schoß um an der nächsten Klippe von neuem zu zerschellen. Es wirbelt in der Tiefe und kocht und gährt und wie von unsichtbarer Macht gezogen, steigt das Wasser empor und fällt grinsend und lachend zurück um von neuem sein rasendes Spiel zu beginnen. Ist das nicht das Bild des Wahnsinns? Und dort, jener mächtige Wasserstrom, der sich gleichförmig dahinzieht zwischen den springenden Wogen, quer über den Fall hinweg,

ewig bedeckt mit einem zarten Schleier — ist das nicht das Bild der Ruhe, des Friedens. Und hier öffnet sich der Schlund der Wasser, eine Klust entsteht mitten in dem Elemente, in die die Wogen donnernd hineinstürzen, bis sie sich wieder zu gähndem Spalt öffnet — ist das nicht das Bild des Verderbens? Und jene Welle dort, schäumend und kraftvoll jagt sie dem Felsblock entgegen, unaufhaltsam vorwärts, was ihr in den Weg kommt, reißt sie mit in's Verderben. Sie muß zerschellen am nächsten Felsen, sie weiß es, aber sie fragt nicht danach — sie stirbt und schmettert im Sterben ein Jubellied empor in die Luft. Ist das nicht das Bild der Leidenschaft? Und das ganze so lasterhaft schön, so teuflisch wild und so himmlisch besänftigend, laut aufschreiend im Schmerz und wild jauchzend vor Freude, erhaben wie der Gedanke und unfassbar wie der Wahnsinn, und nur der Wahnsinn vermöchte es zu beschreiben.

Das Mädchen hatte sich auf einen Stein gesetzt, unmittelbar am Rande des Falles, und der aufspritzende Wasserstaub neigte ihr Gesicht und Kleider. Mitunter schlug wohl eine hohe Woge bis hinauf dicht an des Mädchens Füße, aber sie störte es nicht. Es kannte die Wasser gut und wußte, wo man sitzen durfte am Rande des Imatra ohne von den Wellen benetzt zu werden. Neben dem Steine, auf dem sie saß, hatte das Wasser eine Vertiefung in den felsigen

Grund gewühlt. Eine hohe Welle spritzt auf und füllt die Vertiefung mit wirbelnder Fluth. Wie in einem Strudel dreht sich das Wasser im kleinen Kessel, dann fließt es langsam ab. Aber noch ist der Kessel nicht leer, und schon füllt ihn eine neue Woge, und das alte Spiel beginnt wieder und setzt sich unermüdlich fort.

Abseits, an einen Föhrenstamm gelehnt, steht der fremde Jäger. Seine Augen sind unverwandt auf die Wasser gerichtet, die in jähem Sturz an ihm vorbeischießen. Er versucht ihnen zu folgen — umsonst, sie sind schneller als der Blick, fast so schnell wie der Gedanke. Und wie er hinschaut, da ist's ihm, als ob aus dem Schoße des Elementes immer neue Wogen hervorbrechen, jede Welle verdoppelt sich, der Strom schwillt an, immer mächtiger, immer gewaltiger und tausend Stimmen rufen ihm lockend, schmeichelnd zu. Und dann wieder ist alles still und todt; ein weißes Laken deckt sich über die Fluth und besänftigt die aufgeregten Massen und die Orgel braust dazu, ruhig, beruhigend in tiefen Accorden — dann bricht sie ab mit jähem Mißton und ausgelassene Wildheit, zügellose Wuth walten wie vorhin über dem Wasserbette.

„Komm' her,“ tönt es zu ihm herauf, „hier ist Jubel und Freude,“ komm her, so tönt's von andrer Stelle wieder, hier ist Ruhe und Vergessen! Komm' her, hier ist Kraft und Sieg! Nein, heult es dazwischen, hier ist Untergang und Verderben. Und

es packt ihn wie mit tausend Armen und will ihn vorwärts ziehen in die Fluth.

Komm' her! komm' her! Hier ist der Ruhm! Laut und vernehmlich hallt es an sein Ohr, jene Welle dort hatte es gerufen, die schäumend am Felsen emporspringt. Er aber wendet sich um, von Angst gepeinigt, eilt er dem Walde zu und grinsend fällt die Welle in den Schoß des Stromes zurück.

Am Rande des Waldes stand er still. Dann sank er betäubt, ermattet auf eine Bank, die die Natur aus Sand und Rasen am Stamme einer hohen Tanne gebildet hatte. Den Imatra konnte er von hier nicht mehr sehen. Wohl aber erblickte er zwischen den Tannenzweigen den Saum eines hellen Gewandes und gedankenlos blieben seine Augen darauf gerichtet.

Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er nicht allein hierher gekommen war. „Gewaltiger Strom, hast du mich meine reizende Begleiterin vergessen lassen? Nein, nicht vergessen, — nur betäubt hast du meine Sinne, nur betäubt für einen Augenblick. Schnell erhob er sich von der Bank und ging wieder dem Strome zu. Aber er sah nicht mehr die rauschenden Wasser, er sah jetzt nur die Gestalt die auf dem Steine saß. Er war dicht an sie herangetreten, sie hatte es nicht gehört, denn die fallenden Wogen über-töntten seine Schritte. Er sah das goldene Haar, daß ihr über die Schultern herabhing, er sah die

zarten Locken, die ihr die Wangen streichelten, er sah die schöne Gestalt, die unbeweglich dafuß, den Blick träumerisch auf die Fluthen geheftet, und nun fällt sein Auge über sie hinweg wieder auf den Strom. Eine hohe Welle stürzt hinunter und jetzt noch eine und noch eine, und jetzt ist's ihm, als müßte die nächste Welle, die heranstürmt, das Mädchen vom Stein herabreißen und mit sich ziehen in's Verderben.

Er aber schlingt seine Arme um ihren Leib und hebt sie in wahnsinniger Angst vom Steine herab. Die Wellen lachen hinter ihm — er hört es nicht, er hört nur das Schlagen seines eigenen Herzens, er fühlt nur die zarte Last auf seinen Armen, er sieht nur die süße Gestalt, die er trägt. Da trifft ihn ein Blick aus tiefblauen Augen, die wilde Angst verwandelt sich in Leidenschaft und ehe er das Mädchen niederläßt auf den weichen Rasen, preßt er seine glühenden Lippen auf die ihren.

Ein Schrei ertönt aus ihrem Munde, ein wilder Schrei, und mischt sich in das Heulen der Wogen; eine tiefe Röthe übersluthet ihr Gesicht, dann windet sie sich los aus seiner wilden Umarmung und flieht in den Wald. Vorwärts über den rauhen Boden tragen sie ihre eilenden Füße, vorwärts, dem Hause ihres Vaters zu.

Vor der Thür steht die Hünengestalt des Forstgehilfen. Sein hübsches Gesicht ist, soweit es der üppige Vollbart freiläßt, von Wind und Wetter ge-

bräunt, über seiner Schulter hängt die Büchse; seine Augen sind auf die Oeffnung des Waldes gerichtet, aus welcher das Mädchen jetzt eilenden Schrittes hervortritt.

„Ich habe lange auf Dich gewartet,“ rief er ihr entgegen, „kommst Du vom Imatra?“

Sie antwortete nicht, sondern schlang ihre Arme stürmisch um den Hals ihres Verlobten und verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust.

„Will meine Rose mich heute nicht mit einem Kusse begrüßen?“ fragte er.

Sie erröthete noch tiefer und verharrte im Schweigen. Er aber nahm ihr glühendes Gesicht zwischen seine Hände und wollte ihre Lippen mit den seinigen berühren.

„Küsse mich nicht“, stöhnte sie auf, indem sie sich ängstlich seinen Armen entwand.

Er aber faßte sie am Arm und hielt sie mit eisernem Griff zurück.

„Was ist Dir, Dagmar?“ fragte er ernst, fast rauh, und da sie noch immer nicht sprach, setzte er milder fort: „Was ist geschehen, Dagu? antworte mir. Liebst Du mich nicht mehr? Ich würde wahnsinnig, wenn Du mich nicht mehr liebtest!“

Da legte sie ihre kleine Hand auf seine Schulter und blickte zu ihm auf.

„Ja, Oswald, ich liebe Dich!“ sagte sie fest und ihr Herz pochte so wild, wie die Woge des Imatra,

aber ihre Stimme klang so ruhig, wie die Welle des
Buoren an der Waldwiese.

Hatte sie die Wahrheit gesprochen?

Sie eilte die Treppe hinauf in ihr Zimmer und
riß die Fensterflügel auf. Ungeschwächt drang die
Stimme des Imatra an ihr Ohr und fragend klang
es aus seinem Rauschen:

Hast du die Wahrheit gesprochen?

II.

Die Junisonne am Zmatra gönnt sich nur kurze Rast und schwebte trotz der späten Abendstunde noch über den Wipfeln der Tannen. Durch die geöffneten Fenster fielen ihre Strahlen in die Wirthsstube und beleuchtete die Gestalten der beiden Männer, die an der Thür standen.

„Also morgen früh um 3 Uhr,“ sagte der Aeltere von Beiden, dessen dichter Vollbart stark mit grauen Haaren untermischt war, „ich erwarte dich am Flusse, auf Wiedersehen!“

Er drückte dem jungen Manne die Hand und stülpte seinen grauen Filzhut auf den Kopf.

„Wird nicht bald Hochzeit sein?“ rief er noch im Hinausgehen zurück und verließ, ohne die Antwort abzuwarten, das Zimmer.

Der junge Mann biß sich auf die Lippen.

„Ihr hört die Frage, Vater Sorjus,“ sagte er zum Wirth, der eine kurze Pfeife rauchend auf dem Stuhle saß, „wollt Ihr nicht Antwort geben?“

„Was soll der vorwurfsvolle Ton, Oswald?“ antwortete der Alte, „Du weißt recht wohl, daß es nicht von mir abhängt.“

„Ich müßte es endlich wohl wissen,“ gab dieser gereizt zurück, „oft genug habt Ihr es mir gesagt. Gehört habe ich es wohl, aber nicht begriffen.“

„Lästere nicht, Oswald, ist Dir der Wille einer Todten nicht heilig?“

„Sollen die Lebenden leiden um der Todten willen? Als Euer Weib auf dem Sterbebette lag, Vater Sorjus, und Dagmar und ich standen neben ihr, da nahm sie Dagu's kleine Hand und legte sie in die meine und sagte: Dir, Oswald, übergebe ich mein Kind, sie soll Dir ein treues Weib sein und Du sollst sie schützen und führen durch's Leben; jedoch bevor ihr an den Altar tretet, soll sie hinaufwandern nach Kuopio, dort ist ein waldiger Hügel, auf dem die Junisonne nicht untergeht vierzehn Tage lang. Auf diesem Hügel liegt das Grab meines Vaters. Sie soll dort ein Vaterunser beten und einen Blaubeerzweig vom Grabe pflücken, den sie als Brautschmuck tragen soll. . . .“

„Und sie fügte hinzu: „Ohne diesen Schmuck wird Euer Bund nicht glücklich,“ sagte der Alte ernst.

„Eure franken Füße verbieten Euch, Dagu zu begleiten und mir verbietet es der Dienst,“ fuhr Oswald fort. „Ihr habt gehört, was der Förster sagte. Die Wilddiebe treiben ihr Wesen auch schon in unseren friedlichen Wäldern — das ist die europäische Kultur, die wir bekommen — und ich muß täglich um 3 Uhr Morgens auf dem Platze sein. Soll Dagu die weite Reise allein antreten, oder soll die Hochzeit

aufgeschoben werden, bis der Wuogen aufhört zu fließen?“

„Du bist mißgelaunt heute, Oswald.“

„Der Teufel soll nicht mißgelaunt sein,“ sagte dieser, der einen langen Zug aus einem mit Meth gefüllten Steinfruge gemacht hatte und ihn nun so heftig auf den Tisch setzte, daß der Schaum herausspritzte, „der Teufel soll nicht mißgelaunt sein, wenn — —“

Hier brach er plötzlich ab und trat an's Fenster. Er hatte den Hufschlag eines herannahenden Rosses gehört und erblickte nun einen Reiter, der vor dem Hause hielt und sich von dem Rücken des Thieres herabschwingend, die Zügel einem Knechte zuwarf.

Wenige Augenblicke darauf öffnete sich die Thür und der schmucke Reiter trat in die Wirthsstube.

„Kann ich hier Herberge finden für eine Nacht?“ fragte er nach kurzem Gruße.

„Für eine und wohl auch für viele,“ antwortete der Alte freundlich, indem er aufstand; „macht's Euch einstweilen hier bequem, ich will anordnen, daß Euch eine Stube zurecht gemacht und Euer Ross untergebracht wird.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer; der Fremde aber warf das Horn und die braune Ledertasche, die ihm über die Schulter hing, auf einen Nagel und setzte sich auf einen Stuhl, der neben dem großen Tisch aus Tannenbrettern in der Mitte des

Zimmers stand. Dann zog er seine großen Reiterhandschuhe aus, legte sie neben sich auf den Tisch und ließ seine Blicke in der Stube umherschweifen.

Es war ein einfaches geräumiges Zimmer. In der Mitte der große von hölzernen Armstühlen umgebene Tisch, längs den Wänden zog sich zu drei Seiten eine einfache Holzbank hin, die vierte Seite wurde von der Lette eingenommen. Daneben stand der alte lederne Lehnstuhl. Die Wände entbehrten jeden Schmuckes, nur eine Guitarre hing über dem Lehnstuhl und über der Thür gewährte der Fremde einen Spruch, den er des Halbdunkels wegen, das nun im Zimmer herrschte, nur mühsam entziffern konnte:

Willst Du am Rand des Smatra stahn,
Mußt Du ein rein Gewissen han.

„Mußt Du ein rein Gewissen han“, wiederholte er halblaut, indem er eine auf dem Tische liegende Rosenknospe ergriff und sie mechanisch zerpfückte.

„Warum zerstört Ihr die Blume?“ fragte Oswald nähertretend, und seine Stimme klang rauh, fast drohend.

„Verzeihung,“ sagte der Fremde, sich erhebend und seinen Kopf zu leichtem Gruße neigend, „ich hatte nicht bemerkt, daß sich noch Jemand im Zimmer befindet. Liegt Euch so viel an der Blume?“

„Nicht mehr als an jeder anderen; ich dächte

nur, die Blumen hätten eine andere Bestimmung, als zerpflückt auf dem Boden einer Wirthsstube zu liegen.“

„Ihr habt Recht. Ich war in Gedanken, verzeiht mir.“ Und er trat auf Oswald zu und reichte ihm die Hand zum Gruße. „Seid Ihr Gast hier, oder gehört Ihr zum Hause?“ fragte er dann.

„Ich glanze fast, ich bin nur Gast hier“, antwortete Oswald mit schlecht versteckter Bitterkeit, „aber“, fügte er hinzu, als er in dem Blick des Fremden las, daß dieser seine Antwort nicht begriff, „ich kann Euch immerhin etwas für Hunger und Durst besorgen, ich sehe, Ihr bedürft dessen.“

Und er füllte einen Steinkrug mit schäumendem Meth und reichte ihn dem Gaste.

„Auf das Wohl der Rosen!“ sagte dieser und leerte den Krug mit einem Zuge.

Oswald füllte ihn von neuem und setzte sich dann dem Fremden gegenüber an den Tisch.

„Ward Ihr am Imatra?“ fragte er.

„Ich komme soeben von dort. Fast mit Sonnenaufgang bin ich heute an seinen Ufern angelangt und habe den ganzen Tag dort verbracht. Er ist schön, der Imatra, schön — und gefährlich“, setzte er leise hinzu.

„Gefährlich für den, der nicht klar ist mit seinem eigenen Herzen,“ sagte Oswald, „wer aber seine Gedanken und Gefühle nicht zu verbergen braucht vor dem Lichte der Sonne, dem klingt der Gesang der Wasser wie die Orgel in der Kirche und wie ein

Loblied an den Schöpfer, in das die eigene Brust freudig mit einstimmt.“

„Giebt's hier unter dem Volke Lieder, die den stolzen Wasserfall verherrlichen?“ fragte der Fremde.

„Der Imatra singt sich selbst seine Lieder, sein schäumend rauschen verherrlicht ihn, er braucht den Sang der Dichter nicht. Jede Welle, die hinabstürzt in seinem Bette und in der sich die goldene Sonne badet, jeder Wassertropfen, der über ihm schwebt und den Strahl des Mondes aufsaugt, ist ein Lobgesang. Der Imatra bedarf der Lieder nicht!“

Der Fremde war aufgestanden und hatte die Guitarre von der Wand genommen. „Wollt Ihr eins hören?“ fragte er.

Und er stimmte die Saiten glockenrein, griff einige Accorde und dann sang er mit voller, wohlklingender Stimme:

Rauschender Strom, wildwogende Welle,
Fallender Wasser fliehende Fluth,
Hemme die wilde, die schwindelnde Schnelle,
Wäßige deinen gewaltigen Muth.

Wildes, wirbelndes Wogengetriebe
Halte, dein Wallen ist Wahnsinn, halt' ein!
Siehe, du suchest die leuchtende Liebe,
Doch der finstere Tod wird dein!

Nimmer kennen die Steine Erbarmen,
Ist dir der drohende Tod nicht bewußt?
Ahnest du nicht, daß in felsigen Armen
Du zerschellen und sterben mußt?

Doch die weißen Wogen wallen
Rastlos fort in wildem Lauf
Und sie rufen laut im Fallen
Antwort bis zu mir herauf:

Nennst du Wahnsinn mein Beginnen?
Wahnsinn nenn' ich den Verstand!
Hast du Zeit noch zum Besinnen
An der Klippe steilem Rand?

Darf ich wägen, darf ich fragen,
Folgen meiner eig'nen Spur?
Ja und Amen muß ich sagen
Zu dem Willen der Natur.

Will sie mir das Leben geben,
Mich erretten vor dem Tod,
Wohl, so werd' ich weiter leben,
Ob der starre Fels auch droht.

Ist mir dort der Tod beschieden —
Wohl, ich eil' ihm freudig zu,
Denn im Tode, da ist Frieden,
Denn im Tode, da ist Ruh'!

Zubeln will ich im Erblaffen
Meinem Schöpfer Preis und Ehr',
Würde Gott mich sterben lassen,
Wenn's im Tode schrecklich wär?!

Rauschender Strom, wildwogende Welle,
Fallender Wasser fliehende Fluth,
Gia, halt' ein! wohin jagst du so schnelle?
Wandern ist lustig, doch ruhen ist gut.

Wildes, wirbelndes Wogengetriebe,
Unaufhaltsam in rasender Kraft
Stürmst du, ein Bild der unendlichen Pirbe,
Bild der entfesselten Leidenschaft.

Wie du so rasest in wildem Grimme!
Das ist Frevel! Halt' ein, halt' ein!
Darf dir die einzige leitende Stimme
Nur dein eig'nes Empfinden sein?

Doch die weißen Wogen wallen
Lastlos fort in wildem Lauf
Und sie rufen laut im Fallen
Antwort bis zu mir herauf:

Kennst du Frevel mein Beginnen?
Frevel nenn' ich den Verstand,
Der in grübelndem Besinnen
Rechte und Gesetz erfand.

Wie ich fühle, will ich handeln,
Führt der Weg auch niederwärts,
Will ihn freudig weiterwandeln, —
Thust Du's anders, Menschenherz?

Folge deinem eig'nen Triebe,
Erdenweisheit laß zurück,
Nur im Schoß der em'gen Liebe
Blüht das reuelose Glück.

Fühlen sollst Du, Mensch, das Leben,
Denken sollst Du's nimmermehr;
Hätt' Dir Gotte ein Herz gegeben,
Wenn Empfinden sündhaft wär'?!
?

Hier legte er die Guitarre auf den Tisch und blickte zu Oswald hinüber, der im Anhören versunken dagesessen hatte und nun aufstand und ihm die Hand zum Danke reichend, sagte:

„Das Lied ist schön, und der es erdacht, mag wohl gefessen haben am Rande des Imatra und seinem Wellenspiele zugesehen, und da hat sich denn

das Empfinden seines Herzens in den Wogen wieder-
 gespiegelt und sich in seinem Geiste zum Gedichte
 geformt. Aber er hat damit kein Lied geschaffen,
 das den stolzen Fall verherrlicht. Der Imatra
 schließt mehr in sich, unendlich viel mehr. Er ist
 heute wild und tobend und morgen sanft und
 schmeichelnd; heute wild abschreckend und morgen
 süß lockend. Zwar fließt er ewig gleichmäßig fort,
 ewig in demselben unbändigen Laufe und doch ist er
 sich nie gleich. Auch das Menschenherz pocht in
 gleichem Schlage und doch ist es heute Liebe und
 morgen Haß. Der Imatra ist wie das Menschenherz,
 räthselhaft, unergründlich. Trittst Du an seine Ufer
 und die Ruhe wohnt in Deiner Brust, so erscheint
 Dir sein Wallen beruhigend, sein Rauschen wie
 Glockenklang; trittst Du zu ihm, die Leidenschaft im
 Herzen, dann wird er selbst das Bild der Leiden-
 schaft und sein Rauschen klingt wild und zügellos.
 Und dem, der dieses Lied erdacht, dem hat die
 Leidenschaft im Busen gewohnt und die Wogen des
 Imatra haben zu ihm geredet, wie sein eigenes
 Herz.“

Der Fremde hatte sich abgewandt, um sein Er-
 röthen zu verbergen: „Ihr kennt den Imatra gut,“
 murmelte er.

„Ob ich ihn kenne! Er hat mit mir geweint in
 all' meinen Schmerzen, er hat mit mir gejubelt bei
 all' meinen Freuden. Ich habe bei ihm gefessen als
 ich meine Eltern betrauerte und er hat mit mir ge-

trauert. An seinen Ufern habe ich meine Braut zum ersten Male in meine Arme geschlossen und er hat laut gejauchzt vor Entzücken. Er hat auch mir zu Zeiten das gesagt, was der Dichter Cures Liedes ausspricht — bei Gott, das Lied war schön, wollt Ihr es mir nochmals singen?“

Und der fremde Jäger sang und Oswald lauschte entzückt dem vollendeten Vortrage. Keiner von Ihnen hatte bemerkt, daß sich die Thür inzwischen öffnete und Dagmar eintrat; keiner hatte bemerkt, wie sie beim Anblicke des Fremden heftig zusammenfuhr und eine dunkle Röthe auf ihre Wangen stieg — aber es war nicht mehr die Röthe des Zornes.

„Hätt' Dir Gott ein Herz gegeben,
Wenn Empfinden sündhaft wär'?!“

tönte es von den Lippen des Sängers und Dagmar preßte ihre kleine Hand auf die Brust, als wollte sie das pochende Ding darin zur Ruhe bringen.

Am liebsten wäre sie umgekehrt und in ihre Stube zurückgegangen, aber Oswald hatte sie soeben bemerkt und nickte ihr freundlich zu.

„Schade, daß Du nicht früher gekommen bist,“ rief er, „unser Gast hat mir soeben ein herrliches Lied gesungen.“

„Ich habe es mit angehört,“ sagte Dagmar leise und reichte dem Fremden, der zum Gruße aufgestanden war, die Hand.

Dieser konnte seine Erregung nur schwer ver-

bergen und dicht an das Mädchen herantretend, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Zürnst Du mir?“

„Zürnen? wegen eines solchen Liedes,“ fiel Oswald ein, „ich wette, Ihr kennt noch viele Lieder, bitte ihn Dagn, daß er weiter singt. Doch halt, ich will erst hinuntergehen in den Keller, dort liegt ein guter Tropfen, der paßt vortrefflich zu dem herrlichen Gesang.“

Und er nahm einen großen Steinkrug von der Kette, schwenkte ihn über seinem Kopfe und verließ mit munterem Lachen das Zimmer.

Eine Weile herrschte Stillschweigen in der Stube. Dagmar hatte sich dem Fremden gegenübergesetzt und blickte zu Boden. Dieser aber schaute auf ihr liebliches Gesicht, auf die feine Gestalt, auf das wogende Haar und es legte sich auf seine Brust ein beklemmendes Gefühl von Angst und Entzücken.

„Imatra,“ murmelte er leise.

Das Mädchen blickte auf und sah ihn fragend an.

„Ich wußte nicht, daß ich Dich hier finden würde, Nachtigal,“ sagte er, „aber ich hatte es heimlich gehofft.“

„Ich bin hier im Hause meines Vaters, und der uns soeben verließ, ist mein Bräutigam,“ antwortete sie mit fester Stimme.

„Dein Bräutigam!“ — der fremde Mann war aufgesprungen und hatte das Wort wild, heftig, aus-

gestoßen. „Und Du liebst ihn? Nein, ich sehe es Dir an, Du liebst ihn nicht! Sage mir die Wahrheit Mädchen, liebst Du ihn?“ fragte er, indem er ihre Hand erfaßte.

Sie stieß ihn heftig zurück. „Wollt ihr es verschulden, daß in Finnlands Wäldern keine Gastfreundschaft mehr geübt werden darf?“ — — —

Mit fröhlichem Gesicht, den gefüllten Steinkrug in der Hand, trat Osmwald soeben ein.

„Es ist ein vorzüglicher Tropfen, den ich aus dem Keller des Alten geholt habe,“ sagte er, „der wird Euch munden; und nun, nicht wahr, singt Ihr noch einige von Euren schönen Liedern. Guter Gesang und guter Wein vertragen sich herrlich!“

„Ja, ich will singen,“ rief der Fremde, „Gottlob, daß ich noch singen kann. Aber vorher, guter Freund, gebt mir einen Trunk von Eurem edlen Weine, daß ich mir die Kehle stärke, dann will ich Euch ein Lied singen, das Ihr noch nicht gehört habt.“

Seht, mein Lied ist wild und fröhlich,
Fröhlich will der Sänger sein,
In dem Weine liegt die Freude
Und er trinkt sie mit dem Wein!“

Er leerte mit hastigem Zuge einen vollen Becher, nahm die Guitarre vom Tische und griff so heftig in die Saiten, daß die Quinte riß.

„Es macht nichts aus,“ sagte er, „die vier Saiten genügen — ich sagte, mein Lied sei fröhlich,

nein, ich habe mich gecirrt, es ist traurig — traurig,
wie das Leben.“

Und dann sang er:

An der Harfe saß ein schöner Knabe,
Schlug die Saite, daß sie hellauf klang,
In der Töne gold'ne Göttergabe
Mischte sich sein lieblicher Gesang:

Wißt ihr es, ihr Lieder,
Wißt ihr's, wie's geschieht,
Daß ihr heut' so reichlich
Mir im Busen blüht?

Hab' der Nachtigallen
Süßem Sang gelauscht,
Hab' am Duft der Rose
Meinen Sinn berauscht;

Schlürft' aus ihren Blüthen
Sel'gen Wonnetränk,
Bis die Rose endlich
In den Arm mir sank.

Wißt ihr's nun, ihr Lieder,
Daß ihr klingen müßt,
Weil ich heute Köseleins
Blüthenmund geküßt!

Plötzlich klingt in seine zarten Lieder
Eine Stimme rauh und hart: halt' ein!
Bursche! ist der Nachtigall Gefieder,
Ist der Rose Blüthenzauber Dein?

Willst Du sie mit Deinem Sang bethören?
Wahrlich, Deine Lieder passen schlecht;
Sie sind mein und müssen mir gehören,
Und auf meiner Seite ist das Recht!

Und der Knabe mußte weiter ziehen
Und es brach ihm fast das Herz vor Qual,
Daß die Rose wollte nicht mehr blühen,
Nimmer singen wollt' die Nachtigall.

Traurig senkt der Vogel seine Schwingen,
Wekend senkt die Blum' ihr Angesicht,
Nachtigall kann ohne Lieb' nicht singen!
Rosen blühen ohne Liebe nicht!

und nach einer Pause, die er mit einigen begleitenden Accorden ausgefüllt hatte, fuhr er mit leidenschaftlicher Stimme fort:

Ist's ihr denn Sünde, wenn mit wildem Tosen
Die Welle durch den Felsenspalt sich zwingt?
Ist's ihr denn Sünde, wenn des Ufers Rosen
Im jähen Sturz sie in's Verderben schlingt?

Ist's ihm denn Sünde, wenn mit stillem Lächeln
Der Abendwind die Blume freundlich grüßt?
Ist's ihm denn Sünde, wenn sein sanftes Fächeln
Den Blüthenstaub ihr aus dem Kelche küßt?

Bei den letzten Zeilen war sein Vortrag ruhig, zärtlich geworden und in demselben Tone sang er nun das folgende Lied:

Gras und Blumen steh'n befeuchtet
Von des Morgens kühlem Thau,
Und die gold'ne Sonne leuchtet
In dem wolkenlosen Blau.

Zubelschall durchschwirrt die Lüfte,
Vöglein singt auf dem Geäst,
Und es bringt der Rosen Düfte
Uns ein leichtbeschwingter West.

Aus den Zweigen schießen Triebe
 Und im Brautschmuck steht die Flur,
 Alles, alles athmet Liebe,
 Liebe predigt die Natur.

Alles schwelgt in Duft und Küssen,
 Liebt und jauchzet himmelwärts,
 Und es sollt' der Lieb' verschließen
 Sich allein das Menschenherz!

Kann des Herzens feurig Brennen,
 Sagt mir, kann das Sünde sein?
 Krankheit mögt ihr Liebe nennen,
 Krankheit — aber Sünde — nein!

„Woher kommen Euch all' diese Lieder?“ fragte Oswald, nachdem der andere geendigt.

„Woher sie mir kommen? Ich weiß es selbst nicht. Woher kommt der Duft, den die Blumen entsenden und woher kommt der Thau, der sie befeuchtet? Woher kommt die Liebe, woher der Haß? Wißt Ihr es, könnt Ihr es mir sagen? Wenn Ihr mir sagen wollt, woher Duft und Thau und Haß und Liebe kommen, dann will ich Euch auch sagen, von wannen meine Lieder entstehen. Doch nun, gute Nacht. Es ist spät, und morgen mit dem Frühesten breche ich auf.“

„Ist Euer Aufenthalt am Imatra von so kurzer Dauer und wohin führt Euch Eure Reise?“ fragte Oswald.

„Ich war gekommen“, antwortete der Fremde, „um ein Lied zu schaffen, das den Imatra verherrlichen sollte, aber Ihr habt mich gelehrt, daß das

nicht möglich ist. Mein Aufenthalt hier ist darum nicht mehr vonnöthen. Man soll nicht zu lange am Zmatra bleiben — er ist gefährlich. Mein Weg führt mich jetzt hinauf nach Kuopio.“

„Nach Kuopio,“ rief Oswald und blickte zu Dagmar hinüber, „wollt Ihr mir einen Dienst erweisen?“

„Redet,“ sagte der Fremde.

„Dagmars verstorbene Mutter hat auf ihrem Todtenbette den Wunsch ausgesprochen, daß Dagmar vor unserer Hochzeit nach Kuopio wandern soll, um von dem Grabe ihres Großvaters einen Blaubeerzweig zu pflücken. Der Dienst verhindert mich, Dagmar hinzubringen und Vater Sorjus kann es auch nicht, denn seine Füße gehorchen ihm nicht. Wollt Ihr meine Braut mit Euch nehmen?“

Der Fremde war aufgestanden und trank einen Schluck von dem Weine, wie um sein schlagendes Herz zu besänftigen. Dann schaute er Dagmar an, als wollte er in ihren Augen lesen, was er antworten sollte. Sie aber hatte den Blick zu Boden gesenkt. Führe uns nicht in Versuchung! rief ihm eine Stimme zu. Weiche aus der Gefahr, Du kannst ihr nicht widerstehen. Du kannst nicht?! Armselig Menschenherz, bist Du so schwach, so erbärmlich. Du fürchtest den Kampf mit den wilden Thieren des Waldes nicht und schreckst zurück vor dem Blühen einer Rose! Hinweg die unwürdige Feigheit! Der Wille soll stärker sein, als das Empfinden und soll es in Fesseln legen, daß es verstummt.

„Wenn Eure Braut sich meinem Schutze anvertrauen will, bin ich gern bereit,“ sagte er fest und ruhig, „wann soll die Reise vor sich gehen?“

„Wann bist Du bereit, Dagy?“ fragte Oswald und drückte dem Fremden kräftig die Hand zum Danke.

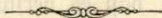
„Ich möchte noch um einen Tag Zeit bitten,“ sagte das Mädchen leise, „übermorgen mit Sonnenaufgang will ich fertig sein.“

„Und wenn ihr zurückgekehrt seid,“ rief Oswald freudig, „dann soll Hochzeit gefeiert werden und, nicht wahr, Ihr werdet unser Gast sein.“

„Ja, und ich will Euch zu Eurer Hochzeit ein Lied singen, das den Imatra verherrlichen soll; Ihr sollt sehen, daß es mir doch gelingen wird. Der Mensch ist stärker, als die brausenden Wogen. Diese stürmen dahin, unaufhaltsam auf der vorgeschriebenen Bahn, das Menschenherz aber kann überwinden und entsagen. Und nun lebt wohl. Uebermorgen mit Sonnenaufgang reisen wir. Morgen aber will ich den Tag noch am Imatra verbringen und er soll mir die Worte einflüstern zu Eurem Hochzeitsgesang. Gute Nacht!“

Der Fremde verließ die Stube. Jedoch bevor er in sein Zimmer ging, trat er auf einige Augenblicke in's Freie.

Mächtig drang das Rauschen des Imatra zu ihm herauf und es klang ihm aus seinen Wogen wie ein Jubellied des Ueberwinders.



III.

Das ist der düstere graue Himmel Finlands, der nun über dem Imatra und seinen Wäldern liegt. Das ist die tiefe Schwermuth der nordischen Tannen, die ihre Melancholie auf die Landschaft niederwerfen. Nur der Imatra scheint nicht danach zu fragen, ob die Sonne ihre Strahlen auf ihn senkt, oder ob sie sich verbirgt hinter der verhüllenden Wand der Wolken. Sein Rauschen klingt wie Sauchzen und wie Jubelgesang des Siegers, denn der an seinen Ufern steht, hat den Sieg davongetragen über die Leidenschaft.

Es ist der Morgen des dritten Tages. Zur Reise gerüstet steht der fremde Jäger am Falle. Sein Lied ist beendet. Er hält das kleine Buch, in welchem das Lied aufgezeichnet ist, in der Hand und liest es mit lauter Stimme und die Wellen murmeln ihm Beifall zu. Es ist ein Lied von rauschenden Wogen und glühender Liebe, von schäumendem Wasser und kämpfendem Herzen, von stiller Strömung, von Ueberwinden und Entfagen,

Und nun will er gehen und seine Begleiterin zur Reise abholen. Ruhig kann er ihr jetzt in's Auge sehen, ruhig und ohne Furcht. Aber vorher will er noch Abschied nehmen von dem wirbelnden Fall. Und er tritt dicht an ihn heran und schaut in die Fluth. Einen Augenblick bricht die Sonne zwischen den Wolken hervor und beleuchtet die springenden Wogen, daß sich ein Schmuck von tausend Diamanten über sie breitet, einen Augenblick nur, dann hüllt sie sich wieder in das Dunkel der Wolken und bleischwer fallen die Wogen in die Tiefe und aus den bleigrauen Fluthen bricht der weiße Schaum hervor und windet sich mit furchtbarer Gewalt an die Oberfläche. Das ist die Leidenschaft, sie läßt sich nicht bannen, sie stürmt heraus mit unendlicher Kraft, sie ist stärker als der Wille! Und dem, der den Wogen zuschaut, regt sie sich bei ihrem Anblick wieder im Herzen und Angst und Grauen erfaßt ihn vor den gewaltigen Fluthen.

„Wozu das nutzlose Kämpfen!“ rufen sie zu ihm hinauf, „komm' her zu uns, wir geben Dir die ewige Ruhe.“

„Spottet nur!“ ruft der Jäger wild, „spottet nur! Und wenn ihr mich lockt mit euren Reizen und mir die Sinne verwirrt mit eurer Gewalt, ich folge eurem Rath und Rufe nicht. Der Wille ist stärker als die Natur und wird sie bezwingen!“

Er wendet sich ab und tritt in den Wald. Aber er geht nicht dem Hause zu. Nur jetzt will er

Dagmar nicht sehen, nur jetzt in diesem Augenblicke nicht. Später — nach einer kleinen Weile, dann wird er wieder ruhig, wieder ganz ruhig sein.

„Ich dachte es mir, daß Ihr hier zu finden seid,“ rief ihm plötzlich ihre Stimme entgegen, „und komme um meinen säumigen Begleiter zu mahnen. Es ist alles zur Abfahrt bereit.“

Er blieb stehen und bedeckte die Augen mit der Hand. „Ich kann nicht,“ stieß er schwer hervor, „suche Dir einen anderen Begleiter.“

Sie blickte verwundert zu ihm auf.

„Suche Dir einen anderen Begleiter,“ wiederholte er, „der Imatra ist schön und gefährlich und nicht jeder kann es ertragen, allein an seinen Wellen zu sitzen.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sagte sie leise, ängstlich.

„Du bist der Imatra!“

Der fremde Jäger hatte es leidenschaftlich ausgerufen und in demselben Augenblicke zog er das zitternde Mädchen an seine Brust. Zum zweiten Male drang sein Blick tief hinein in ihre Augen, zum zweiten Male fühlte er ihre Lippen auf seinem Munde, aber dieses Mal nicht heftig widerstrebend, nein, mit voller Hingebung boten sie sich zu leidenschaftlichem Kusse — — — — —

— — — — —
Hatte der Imatra wild aufgerauscht bei ihrer Umarmung oder war es der Wind, der die Wipfel der Bäume geschüttelt hatte? Nein, es war ein

wildes, grimmiges Lachen, und der es ausgestoßen stand, die Büchse in der Hand, auf einem Stein am Rande des Falles.

„Oswald war es, der Forstgehilfe. Seine Augen leuchteten in wildem Zorne und seine Hand spannte krampfhaft den Hahn der Büchse. Jetzt reißt er sie an die Wange und zielt auf die beiden Gestalten die unter den Bäumen stehen.

„Was thust Du,“ donnerte es hinter ihm, als er eben losdrücken wollte.

Er senkte die Waffe und wandte sich um. Niemand war zu sehen.

„Du warst es, alter Freund Imatra,“ sagte er und ein Lächeln glitt über sein Gesicht. „Ich danke Dir, Du sollst nicht zum zweiten Male Veranlassung haben, mich zu warnen.“ Und in weitem Bogen schleuderte er die Büchse in die Flutthen.

Gierig verschlangen diese ihre Beute.

„Läßt ein Jäger seine Büchse, kann er auch sein Leben lassen,“ tönte es herauf aus dem Wogengeplauder.

Oswald aber kniete nieder auf den harten Stein, sprach ein Gebet, schaute dann in die Wellen, die sehnfüchtig die Arme nach ihm ausbreiteten und mit dem Rufe „Du bist frei, Dagmar!“ stürzte er sich hinab in den schäumenden Fall. — — — — —

Das ist der düstere, graue Himmel Finnlands, der nun über dem Imatra und seinen Wäldern liegt.

Ein weißes Roß schreitet über den saftigen Boden der Waldwiese am Wuoren und auf ihm sitzt ein Reiter in grünem Jagdanzuge. Am Rande des Flusse hält er still und zieht ein Buch aus der Tasche. Er liest lange darin, dann wirft er es hinab in den Strom.

Der fremde Jäger reitet der Heimath zu. Der Imatra aber rauscht fort, mächtig, gewaltig, heute wie gestern und wie vor tausend Jahren und das einzige Lied, das seinen Ruhm verkünden sollte, haben seine Fluthen verschlungen.

